

Macbeth-Inszenierung in Halle

Axel Köhler und Romelia Lichtenstein im Interview

erstellt 18.08.10, 16:32h, aktualisiert 18.08.10, 20:15h

HALLE/MZ. Am 20. August beginnt die neue Spielzeit der Oper Halle mit einem besonderen Ereignis: Axel Köhlers Inszenierung von Verdis Macbeth im Innenhof der Moritzburg. Während der Proben sprachen Studierende des Halleschen Instituts für Musik mit dem Regisseur und mit Romelia Lichtenstein, der Darstellerin der Lady Macbeth, über künstlerische Herausforderungen dieses Projekts und darüber, wie Musiktheater heute in Halle zum Event wird.

Herr Köhler, Sie haben bisher erfolgreich Opern aus dem 17. und 18. Jahrhundert und zahlreiche Operetten inszeniert. Nun widmen Sie sich mit Macbeth dem „Opernschergewicht“ Verdi – ist das eine besondere Herausforderung für Sie?

Köhler: Als Regisseur muss man sowohl mit Musical und Operette als auch mit Barockoper oder einem Verdi zurecht kommen. Wenn ich ein Stück inszeniere, ist die Frage für mich: Warum muss ich das inszenieren? Ich muss etwas finden, das mich an dem Stück interessiert – sonst bin ich nicht in der Lage, eine subjektive künstlerische Meinung dazu zu entwickeln und weiterzugeben. Die andere Frage ist: für wen inszeniere ich, in welcher Stadt und zu welchem Anlass? Für Macbeth war ein Regisseur gefragt, der die Moritzburg und das Halle'sche Publikum gut genug kennt um zu wissen, wie ein Stück wie dieser Verdi inszeniert werden muss, damit es als Event in der Moritzburg funktionieren könnte. Wie nehmen wir auch den Besucher mit, der vielleicht nicht im schicken Anzug kommen will, der noch Berührungängste mit dem Genre Oper hat? Wie bieten wir ihm ein Erlebnis, nach dem er sagen kann: Das hat mir gefallen, da geh ich auch mal rein ins Opernhaus? Wir wollen Appetit machen auf Oper.

Sie wollen also auch Besucher ansprechen, die nicht unbedingt zum Stammpublikum gehören. Was können Sie diesen Leuten sagen, weshalb sich ein Besuch lohnt?

Köhler: Das war für mich der entscheidende Punkt, dieses Stück zu inszenieren. Denn die Herausforderung besteht nicht darin, eine Verdi-Oper im herkömmlichen Sinne auf die Bühne zu bringen – da begibt man sich automatisch in Konkurrenz mit großen Regisseuren und Interpretationen und dies ist nicht meine Intention. Der Knackpunkt ist, Macbeth für Halle und die Moritzburg zu erarbeiten – italienische Oper, wir fangen im Hellen an und können nicht übertiteln. Auf Grund dieser Umstände haben wir in der Shakespear'schen Tradition zwei Figuren erfunden, die die Leute abholen und durch die Handlung führen, sie begleiten – wie ein Obstler einen schweren Essensgang, damit die Geschichte unmittelbar verständlich wird. Wir heben auf die sinnlichen Bereiche ab, Dinge die jeder Mensch versteht – weshalb ja auch solche Opern überlebt haben.

Das Publikum, aber auch viele Sänger haben ein zwiespältiges Verhältnis zum Opern-Regietheater, da die Musik hier oft nicht mehr die entscheidende Rolle zu spielen scheint. Wie stehen Sie persönlich dazu?

Köhler: Für mich gibt es nur gutes und schlechtes Theater. Denn im Grunde ist ja jedes Theater Regietheater, sobald ein Regisseur das Bühnengeschehen leitet. Man hat nun aus dieser Misere heraus den Begriff Regisseurstheater erfunden, der impliziert, dass ein Regisseur über die gewollte, notwendige subjektive Haltung zum Stück hinaus salopp formuliert seine Eitelkeiten austobt, ihm eine aus Sicht des Publikums unangemessene Interpretation überstülpt, quasi das Stück benutzt, um seine eigenen Ideen zu transportieren anstatt die der Schöpfer der Werke. Manche Stücke sind dafür geeignet, aber oft handelt es sich um Libretti, die erzählenswerte Geschichten zum Inhalt haben, vor denen man sich, wie ich finde, auch ein bisschen verneigen sollte als derjenige, der sie auf die Bühne bringt. Mein Credo ist: Zuallererst muss ich die Geschichte erzählen, auf die der Komponist die Musik geschrieben hat und dabei die Punkte herausarbeiten, die mit uns heute etwas zu tun haben. Dass es bei Macbeth brutal zugeht, dass Blut fließt, weiß jeder. Das kann man also assoziieren, muss es nicht durch Kriegsvideos oder ähnliches verstärken. Wir haben alle unsere Fantasie und ich finde es wichtig, dieser einen großen Freiraum zu lassen. Dies bedeutet auch, den Fähigkeiten unseres Publikums zu vertrauen.

Sie sind selbst Sänger. Sehen Sie eine Gefahr darin, dass Sie in Ihrer Regiearbeit zu sehr als Sänger denken und dadurch womöglich die Außensicht auf das Stück verlieren?

Köhler: Nein, es ist nie ein Fehler zu denken wie ein Sänger; Sänger haben gute Instinkte. Dass ich, weil ich vom Gesang komme, eine falsche Sicht auf ein Stück entwickeln könnte, ist mir nie in den Sinn gekommen. Eher schützt dieser Umstand davor, unmusikalische Dinge zu machen.

Frau Lichtenstein, Verdi-Opern sind ein wichtiger Bestandteil Ihres Repertoires, die Lady Macbeth singen Sie nun aber zum ersten Mal. Hat die Rolle für Sie einen besonderen Reiz?

Lichtenstein: Ja, absolut. Die Partie gehört zu den schwersten, die es im dramatischen Sopranfach überhaupt gibt. Es gibt sehr viele Sängerinnen, die sich damit ‚kaputt‘ gesungen haben. Aber ich freue mich sehr auf die Lady. Ich liebe Verdi und ich finde, dass meine Stimme, besonders vom Timbre her, gut zu seiner Musik passt. Ich hatte erst etwas Bedenken, weil das eine nicht nur sehr hohe, sondern auch sehr tiefe Partie ist, aber als ich mich immer mehr damit beschäftigt habe, habe ich richtig Spaß daran entwickelt.

Die Partie der Lady Macbeth beinhaltet rasche Registerwechsel und längere Passagen in tiefer Lage. Worin bestehen dabei die besonderen Schwierigkeiten?

Lichtenstein: Genau in diesem großen Umfang und darin, dass es dramatisch sein und trotzdem filigran bleiben muss bei den Koloraturstellen. Die Stimme muss flexibel bleiben. Das hohe Des z.B. in der Schlafwandelszene im letzten Akt ist deswegen so schwer, weil es piano gesungen werden muss und man vorher sehr tief und sehr massiv zu singen hat. Der Ton an sich ist nicht schwer, wenn man ihn im Hals hat, aber nach der Anstrengung vorher dann noch ein piano-Des hinzubekommen, ist schon eine Herausforderung.

Wie können Sie sich mit einer solchen Rolle und ihrer Zerrissenheit zwischen Machtgier und Wahnsinn identifizieren?

Lichtenstein: Eigenartig: Das wird man immer gefragt, wenn man böse Rollen spielt. Ich antworte immer: Die ‚bösen‘ Frauen zu spielen, ist doch das Schönste! Es ist sogar einfacher, glaube ich, Abgründe, Wahnsinn oder Bosheit darzustellen, als etwas ‚Zerbrechliches‘, vorausgesetzt man hat die dafür nötige Lust, zu spielen. Gerade bei derart extremen Rollen versuche ich, auf der Bühne meinen Instinkten zu folgen.

Und wie nähern Sie sich generell einer Rolle?

Lichtenstein: Also erstmal hören, hören, hören! Ich vergleiche sehr gern verschiedene Aufnahmen. Es ist hochinteressant, wie unterschiedlich berühmte Sängerinnen gerade mit der Partie der Lady Macbeth umgegangen sind. Sie wird ja von sehr großen, mitunter aber auch von leichteren Stimmen gesungen. Es ist wirklich lehrreich, Vergleiche zu ziehen. Ich habe dabei viel gelernt, vor allem von den alten Aufnahmen der Callas, von Shirley Verrett, Birgit Nilsson. Der nächste Schritt ist das Partiturstudium, dann folgt die Auseinandersetzung mit der Auffassung des Dirigenten und die Arbeit mit dem Korrepetitor. Und dann Training, Training, Training.

Herr Köhler, Shakespeares Drama spricht viele große Fragen an. Was möchten Sie in Ihrer Inszenierung besonders herausarbeiten, was ist Ihnen wichtig?

Köhler: Das Hauptaugenmerk liegt darauf, die Geschichte treffend zu erzählen. Und natürlich sind die Massenszenen sehr wichtig – die Hexen, die Soldaten, wenn sie als Bäume kommen, die Erscheinungen. Diese Szenen müssen zum akustischen und visuellen Erlebnis werden. Dann eine gewisse Naivität in der Erzählart – z.B. der Geist Banquos: Keiner sieht ihn, außer Macbeth. Das könnte man mit irgendwelchen Videos darstellen. Aber man kann es auch erspielen! Und ich glaube, gerade das macht dem Publikum Spaß – der Rückgriff auf ganz alte Theatermittel. Zu Verdis Zeiten hatte man auch noch keinen Beamer und keine Videokamera. Und wir sind nicht im Film! Das ist wichtig: Wodurch kann sich Theater vom Film unterscheiden? – Durch den Livecharakter und durch die Naivität der Darstellung.

Wie ist die Zusammenarbeit mit Generalmusikdirektor Steffens? Haben Sie schon einmal zusammengearbeitet?

Köhler: Nein, auf diese Art noch nicht. Wir arbeiten das ganze Jahr zusammen – aber eben noch nicht künstlerisch und die Arbeit ist gut.

Lichtenstein: Herr Steffens ist großer Verdi-Liebhaber. Ein Mann, der immer positive Energie ausstrahlt, wenn er unten im Graben steht. Ich habe mit ihm bisher zweimal Verdi gesungen, und beide Male hat es großen Spaß gemacht. Er ist ein wirklicher Fan dieser Musik. Ich freue mich darüber, dass wir nun jedes Jahr eine Verdi-Oper bringen.

Zunächst sind fünf Vorstellungen im Hof der Moritzburg geplant, dann soll es ins Opernhaus gehen. Wie lösen Sie das Problem mit Kulisse und Bühnenbild für die unterschiedlichen Spielstätten?

Köhler: Wir haben zwei Bühnenbilder. Eins steht im Opernhaus, wo wir das Stück auch fertig geprobt haben. Wenn's dann regnet, können wir zwei Stunden vorher sagen: Es findet im Opernhaus statt – die Vorstellung fällt jedenfalls nicht aus. Das heißt, wir haben auch szenisch zwei Versionen, denn die Moritzburg ist ja doppelt so groß. Aber was im Opernhaus geht, geht draußen erst recht, größer geht es immer.

Wie ist das für Sie, Frau Lichtenstein, mit dem besonderen Aufführungsort? Ist Ihrer Erfahrung nach eine spezielle Vorbereitung für Openair-Aufführungen nötig?

Lichtenstein: Nein, aber es ist ein anderes Singen. Es fällt viel schwerer, die Stimme zu kontrollieren. Ich bin sehr gespannt, denn ich habe in der Moritzburg noch keine große Oper gesungen. Axel Köhler und ich haben 2004 das Spettacolo Barocco dort zusammen gemacht, aber das war etwas anderes, z.B. war die Orchesterbesetzung kleiner. Ich hoffe, dass wir mit der Akustik gut hinkommen. Es braucht nur ein Windchen zu kommen und schon ist der Ton weg (lacht). Wenn es regnerisch ist, atmet man feuchte Luft ein und ist am nächsten Tag heiser. Kann passieren.

Noch eine Frage zur Partie: Wie interpretieren Sie für sich die Anweisungen, die von Verdi überliefert sind: dass die Lady „böse, teuflisch“ und „mit rauher, ersticker, hohler Stimme“ singen soll?

Lichtenstein: Verdi hat tatsächlich geschrieben, dass das nicht schön klingen soll, hohle Tiefe oder so etwas... – Köhler: Röchelnd! – Lichtenstein: In diesem Fall muss jede Sängerin für sich das Eigene finden. Die Partie ist schwer genug, man muss sich etwas zurechtlegen, damit man durchkommt, ohne sich wehzutun. Vor allem, wenn man die Lady zum ersten Mal singt, sollte man vorsichtig sein und das tun, was man kann. Wenn man die Gelegenheit bekommt, sie in einer späteren Produktion nochmals zu singen, ist man dann freier. Das hab ich schon erlebt mit mir, dass ich dann Experimente starte mit anderer Krafteinteilung, anderen Stimmfarben. Dann ist vielleicht auch etwas Zeit vergangen, man hat sich stimmlich weiterentwickelt und kann sich das trauen. Was Verdi nun wirklich mit den Anweisungen genau gemeint hat, muss jede Stimme für sich selbst herausfinden.

In einer Oper geht es bekanntermaßen um Liebe. Ist Verdis Macbeth da eine Ausnahme? Ist das tatsächlich eine „Oper ohne Liebe“?

Lichtenstein: Das möchte ich bestreiten. Ich glaube, dass die beiden, Macbeth und die Lady, sich lieben. Sie putschen sich gegenseitig hoch, aber gerade darum muss eine große Vertrautheit da sein. Es ist ihre gemeinsame Gier nach Macht, die die Dinge in Bewegung bringt und zum Schluss die Liebe tötet.

Köhler: Das ist eine gute Frage. Liebe beinhaltet ja auch, dass man auf etwas verzichtet. Und wenn du die Lady fragen würdest, ob sie aus Liebe auf die Macht verzichten würde – ich weiß nicht, wie sie antworten würde.

Lichtenstein: Es ist vielleicht bei Verdi nicht ganz klar, aber wenn man auch die Textstellen bei Shakespeare berücksichtigt, die nicht in der Oper vorkommen, dann kommt das durchaus heraus. Gerade im ersten Teil sind Stellen zu finden, die zeigen, dass die beiden eigentlich ein super Paar sind, tollzueinander passen. Und Liebe, natürlich – oder?! (lacht)

Köhler: Ich glaube, letztlich ist das eine Frage, die jeder für sich selbst beantworten muss. – Aber ich muss da erstmal drüber nachdenken.

Es käme wohl auch darauf an, wie die beiden Liebe für sich definieren...

Lichtenstein: Ja genau. Das ist sicherlich ein Pärchen infernale, von vornherein. Und beide wollen etwas, sind Macht- und Kämpfernaturen.

Köhler: Gezeigt wird auf jeden Fall eines: Selbst wenn da Liebe war, geht sie über einem solchen Unterfangen, das die beiden veranstalten, kaputt. Hier wird es sogar bis zum Wahnsinn getrieben, aber dass die Liebe, die Achtung voreinander zerbricht, das zeigt ja schon Dein Verhältnis zu Macbeth, wenn Du immer singst „guck dir diesen Schwächling an“. Da war vielleicht mal Liebe, aber vielleicht war an diese Liebe eine Erwartung geknüpft, die sich nun nicht erfüllt, und über einem solchen Prozess zerbricht die Liebe.

Frau Lichtenstein, welche Szene steht für Sie exemplarisch für diese Oper?

Lichtenstein: Der Mord am König! Na klar, danach geht alles auf die Katastrophe zu – wie immer in der Oper...

Und was ist Ihre Lieblingsszene?

Lichtenstein: Ach – die große Arie im ersten Akt! Das ist so tolle Musik, das macht einfach Spaß zu singen.

Das Gespräch führten Karoline Schoenwald, Maria Scheunpflug und Michael Bellmann.

Direkter Link zum Artikel: '<http://www.mz-web.de/artikel?id=1282127978511>'
